

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 18688.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Postgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Der **Aviatiker** Grade unternahm am Sonnabend und Sonntag auf dem Leipziger Sportplatz mehrere Aufstiege; bei dem letzten Aufstiege wurde sein Apparat zertrümmert.

Der freisinnige Reichstagsabgeordnete Dr. **Hermes** ist am Sonnabend in Berlin gestorben.

Vom **Braunschweiger Landgericht** wurde der Redakteur unfrei bürgerlicher Partei, **Genosse Wesemeier**, wegen angeblicher Verleumdung des Staatsministers **Otto** zu acht Monaten Gefängnis verurteilt.

Die russische Regierung hat den Mächten in einem Memorandum von dem Zustandekommen einer Verständigung mit Oesterreich Kenntnis gegeben.

Die Neuwahlen zur französischen Deputiertenkammer sind auf den 24. April anberaumt worden.

Unter den thessalischen Bauern richtete das Militär ein Blutbad an.

Am der Ostküste Japans sind bei einem Sturm 50 Fahrzeuge mit 800 Menschen umgekommen.

Millionenlegen.

Leipzig, 21. März.

Der vertrauensvolle Demokrat betrachtet das Parlament als moralische Anstalt. Dort wird mit der brennenden Geißel gewaltiger Rede das Laster geächtet und der mifshandelten Gerechtigkeit Genugtuung verschafft, die Schande enthüllt und die Ehre auf den Thron gesetzt. Der Appell an das sittliche Bewußtsein, das gemeinsame ideale Erbgut der Menschheit obliegt über die Interessen der Klassen. So also hofft der Demokrat, die Gesellschaft zu moralischem Aufschwung, zu heiligster Erneuerung hinzuzureißen. Aber das Donnerwort verliert sich im Getöse selbstherrlicher Händler und der Geist schneider Selbsterhaltung widersteht dem Gemälde des freiwilligen Weltgerichts. Die Ewigkeitswerte werden an der bürgerlichen Börse nicht notiert.

So mag sich denn, wer Lust und festesten Glauben hat, über die Bereitwilligkeit entrichten, womit das französische Parlament den Schwamm ergriffen hat, um den dunkeln Fleck des Liquidationsstandals zu verwischen. Aber er soll nicht versuchen, die größere Logik dieses Aus-

wegs zu bestreiten. Die ordinären Lumpereien des Herrn Duez hat keine Regierung zu verantworten und die feineren seiner Mitstreitenden verschiedener Ordnung — welcher bürgerliche Staatsmann sollte sich unterfangen, in ein Gewebe hineinzugreifen, worin die kostbarsten Fäden bürgerlicher Proklamerei verflochten sind?

Sicherlich, wenn es sich nur um Herrn Duez handelte und um die Vergeltung an seinen fahrlässigen oder nachsichtigen Beschültern, wäre das Parlament unter anderen Umständen, wenn nicht die Wahlen vor der Tür ständen, nicht abgeneigt gewesen, der aufgeregten öffentlichen Meinung eine Regierung zu opfern, obgleich deren Persönlichkeit mit den Defraudationsakten, wie mit den Verfügungen, die sie erleichtert haben, nicht in Verbindung zu bringen sind. Diese moralische Geste aber war gerade dadurch ausgeschlossen, daß die Affäre Duez nicht als isolierter Kriminalfall zu behandeln ist. Herr Duez, der einige Millionen des Kongregationsvermögens verpfändet und auf die Seite gebracht hat, um Mätressen auszuhalten und Bordells zu kommanditieren, ist nicht nur ein drastischer Beweis für ungeheuerliche Mängel des Verwaltungssystems, die geradezu eine Schutzwand für Unterschleife sind, sondern er ist vor allem ein Teilnehmer — und vielleicht nicht der erfolgreichste — an dem riesigen Fischzug, der einige Hundert Millionen akkumulierten Kapitals ohne Störung der bürgerlichen Rechtsordnung einer Sippe sozialer Parasiten ins Netz geschafft hat. Wohl ist es nicht verwunderlich, daß der Kampf gegen den Klerikalismus wie jede große Reform in der bürgerlichen Gesellschaft zuletzt in eine kapitalistische Plünderung mündet. Aber die Art, wie sich die Kulturart der freidenkerischen Demokratie in ein individuelles Anzeignengeschäft verwandelt hat, erinnert in der Tat an die klassischen Raubgriffe der protestantischen Landesherren des Reformationsalters und der revolutionären Bourgeoisie beim Verkauf der Nationalgüter.

Sicher ist der Wert der vom Staat mit Beschlag belegten Kongregationsgüter nicht leicht abzuschätzen. Die oft nicht zu packenden Manöver der Eintragung fingierter Hypotheken, die den Erwerbenden angedrohten Kirchenstrafen haben eine den früheren Besitzern wohlgefällige Wertverminderung bewirkt, auch mag in weltlicher Verwendung manches Gebäude an Ertragsfähigkeit bedeutend verloren haben. Vielleicht darf man mit 300, vielleicht nur mit 250 Millionen den Wert der zu liquidierenden Güter annehmen, der, wie es in den Verheißungen der radikalen Volksfreunde hieß, der sozialen Wohlfahrt, der Grundlegung der Altersversorgung zugute kommen sollte. Wieviel davon wird aber wirklich in die Staatskasse fließen? Das Liquidationsverfahren ist bei vielen Kongregationen noch nicht abgeschlossen. Am 31. Dezember 1908 waren von 710 erst 329 beendet und sie hatten statt der erwarteten 100 Millionen — 5½ eingebraucht! Von 95 Millionen, die die Liquidatoren empfangen hatten,

lagen in der Depotkasse — 20! Wieviel von dem Rest ist noch aufzufinden und nicht an den Fingern der Liquidatoren, Advokaten, Verwaltungskommissäre, Notare, Experten hängen geblieben? Die Untersuchungskommission des Senats hat erstaunliche Spesenverrechnungen zu Gesicht bekommen. Bis zu dem genannten Datum hatten die Advokaten fast 1 700 000 Franc bezogen, über eine Million die Notare, Verwaltungskommissäre usw., 1 100 000 Franc waren für Reisen, Korrespondenzen, Bureauausgaben und sonstige Materialausgaben verrechnet, 2 Millionen unter dem bequemen Titel „Andere Bestimmungen“ verbucht und über 4 Millionen einfach unauffindbar.

Derart hat sich der größte Teil des Verkaufserlöses in den Händen einiger hundert Beutemacher verloren. Noch größer aber ist der Verlust, der dem Staat durch die zahllosen Kniffe interessierter Liquidatoren, den Verkaufspreis selbst zu erniedrigen, erwachsen ist. Hier eröffnet sich das ganze Register schmieriger Geschäftsfündigkeit. Die Belastung der Güter mit übermäßigen Versicherungsbeiträgen, wobei die erste Prämie dem vorsichtigen Liquidator als Provision zufällt, heimliche Abmachungen mit Vertretern der enteigneten Kongregationen, Ausforschung rückforderungsberechtigter Erben ehemaliger Stifter und Schenker unter Mitwirkung sogenannter „Genealogen“ usw. Wohl das standalöseste Kapitel der Liquidationshistorie ist die Affäre der *Chartreuse*, die an Größe des preisgegebenen Gutes wie an politischem Interesse die Lumpereien des Duez weitaus übertrifft. Die Karthäuser verbanden mit dem beschaulichen Leben die Fabrikation des weltberühmten Likörs. Der Profit, den sie daraus zogen, war so groß, daß ihnen vor einigen Jahren eine amerikanische Gesellschaft für Überlassung des Stabstoffs und des Fabrikationsgeheimnisses 40 Millionen Franc anbot. Daß die Unternehmung nach der Enteignung an Wert sehr erheblich eingebüßt hat, ist ohne weiteres zuzugeden. Denn die Mönche setzen in Spanien die Destillation fort und ihr alkoholisches Mystikum haben sie nicht preisgegeben. Immerhin mußte der Wert, den die Fabrik mit ihrer ausgebreiteten Kundschaft behalten hat, auf mehrere Millionen geschätzt werden. Durch eine Kette der unaußersten Schliche brachte nun eine Schwindlerbande die ganze Unternehmung, nachdem sie selbst zuerst 1½ Millionen dafür geboten hatte, um eine halbe in ihre Hände. *Jaurès* hat die Einzelheiten der Intrige in der Kammer dargelegt, ohne indes auf die persönliche Seite, die sie besonders interessant macht, einzugehen. Der Liquidator *Lecouturier*, der das Entwertungsverfahren besorgt hat, ist nämlich der Schwager des Direktors des *Matin*, *Bunau-Varilla*, die Gesellschaft, die die Karthause um den Spottpreis erworben hat, hat den ehemaligen Direktor des *Matin*, *Poidah*, der mit diesem Zeitungsgeschäft noch immer in Verbindung ist, zum Oberhaupt, und die Hauptaktionäre sind zumieist Strohmänner des *Matin*. Dieses

Seuiletton.

Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris.
Eingig berechtigte Uebersetzung von Eugen v. Tempel.
Nachdruck verboten.

VI.

Es war Mittagszeit, und die Strahlen der in unerträglich, blendender Helle scheitelrecht im Aether schwebenden Sonne fielen so gerade wie Senkbleie auf die Dächer und Straßen von Guadalupe. Die Adobemauern und schmalen ziegelgeplasteren Fußwege des schlaftrigen Städtchens strahlten eine glühende Hitze aus, von der die über ihnen lagernde Luftschicht in flimmernde Bewegung versetzt wurde. Die Blätter der Eukalyptusbäume auf der Plaza hingen in der sengenden Glut schlaff und bewegungslos an ihren Zweigen. Der Schatten der Bäume war dicht um ihre Stämme herum zu seinem kleinsten Durchmesser zusammengeschrumpft. Die Sonne war überall. Die von Backsteinen, Mörteiwänden und Blechdächern ausströmende Hitze vereinigte sich mit der erstickenden Glut, die wie aus einem überheizten Backofen sich von dem in bleichem Feuer strahlenden Himmelsgewölbe herabstürzte. Nur die Eidechsen — sie hausten in den Rissen zerfallender Adobemauern und den Fugen des Backsteinpflasters — blieben jezt im Freien; von der Hitze betäubt und regungslos, wie ausgestopft, ließen sie sich auf einen schmalen Schlitz geschlossen, ließen sie sich von der Sonne braten. Das Summen eines Insekts unterbrach hin und wieder die lautlose Stille, vibrierte eine Weile in einem langgezogenen, einflussenden Ton und verstummte allmählich. Irgegendwo in einem der Adobehäuser schwirrte und brummte wie träumend eine Gitarre.

Auf dem Hotelbad gurrten die Tauben in sanft klagenden Kofelaute; eine schneeweiße Kaze mit rosig schimmernder Nase und eben solchen schmalen Lippen schlummerte in der vollen Sonne behaglich auf dem obersten Querbalken eines Zaunes. In einer Ecke der Plaza plusterten sich drei Hennen mit ausgebreiteten Flügeln und gluckend vor Wohlbehagen in dem glühendheißen Staube. Sonst regte sich nichts. Tiefe, friedvolle Sonntagsruhe lag über dem ganzen altersschwachen Städtchen. Etwas wie ein Gefühl wohliger Müdigkeit und angenehmer Betäubung schien von den sonnendurchglühnten Mauern auszugehen. Nichts rührte sich, und kein Geräusch menschlicher Handlung war zu vernehmen. Das seine Summen des Insekts, die abgebrochenen, schwirrenden Töne der Gitarre, das ärtlich klagende Gurren der Tauben, das Schnurren der Kaze, das zufriedene Gluckern der Hennen — alle diese Laute vereinigten sich zu einer eintönig-leisen, schlaftrig machenden Musik, die die Vorstellung unendlicher Ruhe, eines seit Jahrhunderten in friedvollem Behagen dahinfließenden Lebens erweckte, das unter der stillen Pracht des wolkenlosen, bläublauen Himmels und beständigem, nie nachlassendem Sonnenbrand sich nach und nach seinem Ende zuneigte.

In Solotaris spanisch-mexikanischem Speisehaus saßen Banamee und Presley an einem der Tische nahe der Tür einander gegenüber; zwischen ihnen standen eine Flasche Weißwein, Tortillas (dünner Maiskuchen, der bei den Mexikanern die Stelle des Brotes vertritt) und ein irdenes Gefäß mit *Frijoles* (kleine braune mexikanische Bohnen). Sie waren die einzigen Gäste. Annixter gab an diesem Abend den Ball zur Einweihung seines neuen Barns; auf *Quien Sabe* herrschte Feststimmung, und die Feldarbeit ruhte. Presley und Banamee wollten den Tag zusammen verbringen; sie hatten bei Solotari ihren längeren Spaziergang zu machen. Eben jezt lehnten sie nach beendeter Mahlzeit bequem in ihren Stühlen. Solotari brachte schwarzen Kaffee und eine

kleine Karaffe mit *Mescal* (Agavebranntwein), worauf er sich in seine Schlummerdecke zurückzog und bald fest einschlieft.

Schon während der Mahlzeit war Presley das veränderte Aussehen seines Freundes aufgefallen. Wieder blickte er ihn prüfend an. Banamees schmales, hageres Gesicht hatte eine bleiche, oltengraue Farbe. Sein schwarzes schlichtes Haar von der Art, wie man es bei den Heiligen und Evangelisten der präraffaelitischen Maler sieht, hing in langen Strahlen über die Ohren herab. Wie so oft schon fiel Presley wieder die Feinheit und Weiche des schwarzen spitzen Vollbarts auf, der aus den eingefallenen Wangen hervorsproß. Lange ruhten seine Blicke auf dem Antlitz des Freundes; so mühten die von Gott erleuchteten Hirten der hebräischen Legenden ausgesehen haben, die in der Wildnis wohnten und mit wunderbaren Gaben begnadet waren. Banamee war ebenso gekleidet wie damals, als Presley ihn bei seinen Schafen getroffen hatte. Das graue, am Halse offene Flanellhemd zeigte die von der Sonne gebräunte Brust; die braunen Overalls steckten in hohen Stiefeln, und um die Hüften war ein leerer Patronengürtel geschnallt. Wie Presley jezt den Freund genauer betrachtete, fand er einen neuen, seltsamen Ausdruck in Banamees tiefgelegenen Augen. Und jezt erinnerte er sich, daß Banamee während des ganzen Vormittags eine außergewöhnliche Verschlossenheit und Schweigsamkeit gezeigt hatte; in tiefe Träumereien versunken, war er ungemein zerstreut und wie geistesabwesend gewesen. Endlich sprach Banamee. In seinen Stuhl zurückgelehnt, die Daumen im Gürtel und das härtige Kinn auf die Brust gesenkt, begann er in der eintönigen Weise eines im Schlafe Sprechenden zu reden.

In wenigen Worten erzählte er Presley von der ersten im Garten der Mission verbrachten Nacht und der Antwort, halb einer Ausgeburt seiner überreizten Einbildungskraft, halb Wirklichkeit, die ihm dort gekommen war.